

Rehabilitationszeit I

Heidi, mir wei di beidi, beidi Heidi hei di gärn.

Dieses Lied von Mani Matter fiel mir ein am letzten Tag meiner Zimmergenossenschaft mit Heidi in der Zürcher Rehaklinik in Wald. Ich wollte Heidi etwas zum Abschied geben, warum also nicht singen zusammen mit meinem Mann, der gekommen war, mich abzuholen.

Sie lächelte, freute sich. Sehr lang und musikalisch war unsere Einlage nicht, doch Heidi hatte die Geste verstanden. Sie war etwas älter als ich. Sie hatte viel Besuch, telefonierte noch öfter. Es wurden dabei viele Worte gewechselt, ohne grossartigen Inhalt, aber unter und zwischen den Worten war Wärme und gegenseitige Zuwendung zu spüren. Heidi wurde dadurch mit ihren fünfundachtzig Jahren zu einem Vorbild für mich. Ihr Dialekt half mir dabei, Thurgau, Appenzell, St. Gallen, eine Ostschweizer Mischung. Ich konnte meine alte Tante Clara darin hören, die, lange her, mit uns Kindern gejasst und uns dabei Witze erzählt hatte, wobei sie ein urchiges Vokabular benutzt hatte, wie eben Heidi auch. Zur Pflegerin mit kroatischer Muttersprache konnte sie sagen: «Chönnted sie mir die Chrömlibüchse vom Betttisch bringä?»

Irgendwie verstand diese Heidis Anliegen und brachte die Büchse. Ich scherzte mit der Pflegerin: «Kannten Sie das Wort Chrömli?» Sie lachte und wiederholte es. «Chromli.» Seit Mitte Woche ging es Heidi schlechter statt besser. Sie bekam starke Schmerzen beim Gehen. Tapfer absolvierte sie weiterhin die therapeutischen Aktivitäten. Um keinen Preis wollte sie als Drückebergerin oder Simulantin gelten. Sie bedankte sich immer öfter, entschuldigte sich dauernd je bedürftiger sie wurde. Manchmal zupfte sie am Vorhang, der unsere Betten trennte, um zu sagen: «Bisch no do?» Verliess ich das Zimmer, verabschiedete sie mich mit einem liebevollen «Ciao», kam ich zurück ebenso mit «Hoi», wie nach langer Abwesenheit.

Während unserer gemeinsamen Zeit, redeten wir fast nur über unsere Erfahrungen mit unseren Gebrechen und der Medizin, über Arten und Stufen von Behandlungen, doch einmal erzählte Heidi stolz von ihren tüchtigen Töchtern, dem klugen Enkelsohn, gar einer Urenkelin. Doch fast näher war ihr die eigene Kindheit. Auf einem Tannenberg stand der Bergbauernhof ihrer

Herkunftsfamilie, mit einer Wirtschaft für Ausflügler. Sie war die zweitälteste von sieben Schwestern und einem Bruder. «Wir sagten dazu: Wir sind sieben Mädchen und jede hatte einen Bruder.» Der Abstand zwischen den Geschwistern war gross. Noch als Erwachsene

musste sie zu Hause helfen gehen, als die Mutter mit dem Jüngsten für zehn Tage im Haus der Hebamme liegen musste.

Heidis Schmerzen legten sie immer mehr lahm. Sie wurde davon kleiner, lag wie ein verletztes Vögelchen im Bett. Am Freitag wollte sie sterben, doch machte sie gleichzeitig weiterhin ihre Übungen zur Stärkung der Arme und Hände.

Für die kommende Woche wurde eine Visite bei Operateur ihres Beckens abgemacht, bei einem Professor, wie sie eins ums andere Mal wiederholte.

Sie raffte sich noch einmal auf. Mit Hilfe ihrer Tochter, zusammen mit dem klugen Enkel wollte sie sich darauf einlassen, ihrem Becken helfen zu lassen.

Als ich mich verabschiedete, sass sie fast wieder zufrieden auf ihrem Bett und winkte mir Gelassenheit zu.

Franziska Löpfe, Dezember 2022